

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Albrecht, Anton Hermann

urn:nbn:de:bsz:31-16275

schied, als Ende 1903 das Unheil über ihn hereinbrach. Ein schweres Darmleiden stellte sich ein, dem er nach mehrwöchiger Leidenszeit am 20. Februar 1904 erlag. Die badische Heimat hatte einen ihrer besten Söhne verloren. Von dem Ansehen und der Verehrung, die er genossen hatte, legten die großartigen Trauerkundgebungen bei seiner Beisetzung Zeugnis ab.

R. Reinhard in der Karlsruher Zeitung 1904, Nr. 411, und in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 61, 131—158. — Vgl. außerdem Fr. Nicolai im Biograph. Jahrbuch 9, 29 bis 49; E. v. Jagemann in der Deutschen Revue 1904, II, 194—201 und in der Badischen Landeszeitung 1904, Nr. 211 und 212. — über die Enthüllung des von Freunden und Verehrern gewidmeten Denksteins auf dem Grabe des Karlsruher Friedhofs vgl. Karlsruher Zeitung 1907, Nr. 292.

Anton Hermann Albrecht

geboren am 5. Mai 1835 zu Freiburg, gestorben am 10. Februar 1906 zu Dinglingen, evangelischer Pfarrer und Dichter. Er war der Sohn des Schreiner- und Zunftmeisters Christian Albrecht in Freiburg (dessen Vater Hofbauer auf dem Zastler am Feldberg war) und der Franziska, geborenen Bauer (die von einem Rehbauern zu Ehrenstetten stammte), beide katholisch. Er besuchte Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich nach bestandnem Abitur 1854 dem Studium der klassischen Philologie und katholischen Theologie ebenfalls in Freiburg zu bis zum Jahr 1858. Er hörte bei Uzog, Ad. Maier, Hirscher und König. „Certe quietiori Musarum cultui me dedidissem, nisi parentum voluntas, ut in hac re me ipsum denegarem, poposcisset“, schreibt er in seiner Vita. Als er viel später (1900) seine kleine Nebelbiographie verfaßte, konnte er sich aus eigenem Erleben besonders gut in das Dilemma „ob Kunst oder Altar“, in den „Konflikt zwischen dem Poeten und dem Theologen“ versetzen. Für ihn kam bald ein viel schwierigerer Geisteskampf hinzu, der sein Gewissen aufwühlte. Er, der Sproß einer Handwerker- und Bauernfamilie, verspürte zwar seit seiner Jugend eine Hinneigung zum Pfarrberuf, sonst hätte er dem Wunsch der Eltern wohl nicht nachgegeben; aber er empfand je länger je mehr

den Druck der Alerikalerziehung, der ihm jede individuelle Entwicklung unmöglich zu machen schien. Er entschloß sich, ihr den Rücken zu kehren, vielleicht um seinen philologisch-klassischen Neigungen, die er nie aufgegeben hat, zu folgen. Er ging zunächst nach Basel. Dort hörte er im Sommersemester 1858 an der protestantisch-theologischen Fakultät Abendmahlslehre bei Riggensbach und vor allem evangelische Glaubenslehre bei Auberlen. Der Eindruck auf sein zweifelndes Gemüt war nachhaltig. Er zog sich zur endgültigen Klärung zu seinem Freund Mager, dem Vorsteher des Hardthauses in Welschneurent, zurück und vertiefte sich in die Heilige Schrift. Eine Krankheit hielt ihn dort länger, als er beabsichtigt hatte; aber sie half die innere Krise überwinden, und am 2. Januar 1859 trat er in der Kirche von Welschneurent zum evangelischen Bekenntnis über, nachdem er sich mit den Unterscheidungslehren beider Kirchen hinlänglich bekannt gemacht hatte.

Damit waren die Fäden zur Vergangenheit zerrissen. Einige vermögende Verwandte zogen sich von ihm zurück, und als er an Ostern 1859 die Universität Heidelberg bezog, um evangelische Theologie zu studieren, mußte er ein Darlehen aufnehmen, das lange Jahre auf ihn drückte. Er besuchte die Vorlesungen von Hundeshagen, Riehm, Schenkel, verließ das evangelische Predigerseminar im März 1861 mit gutem Zeugnis und bestand die Prüfung im Mai 1861 als zweiter von sieben Kandidaten. Nach seiner Ordination in Deutschneurent kam er als Vikar zunächst nach Spöck zu Henthöfer. Wegen Kränklichkeit mußte er schon im Juli aussetzen. Er erholte sich zunächst im Hardthaus und dann bei Freunden in Ettlingen und Gernsbach; die Mittel zu anderer Kur fehlten. Und diese zwei Dinge ziehen sich nun als grauer Faden durch sein Leben: Dürftigkeit und vielfache Erkrankungen, die seinen schmalen Einkünften Abtrag taten und ihn zwangen, oft zu fremder Hilfe seine Zuflucht zu nehmen. Er wurde zunächst Vikar in Michelbach (Amt Eberbach), von wo aus er auch Schwanheim versorgte. Zur Verbesserung seiner finanziellen Lage gab er täglich drei bis vier Privatstunden und dachte ernstlich daran, die philologische Staatsprüfung noch nachzuholen. Jedenfalls las er neben der pflichtgemäßen theologischen Lektüre privatim Homer, Ovid, Cäsar, auch Terenz und Plautus. „Die

Winterabende in dem hyperboreischen Odenwald wurden dazu angewendet, durch auserlesene Stücke der neueren Literatur die Pfarrfamilie zu unterhalten und ihr neue geistige Anregung zu geben“, schreibt er selbst am 10. November 1862. Aber äußere Umstände lasteten auf ihm. Der Vater war nach langer Krankheit gestorben, die Mutter seit zwei Jahren von der Gicht heimgesucht, eine Schwester leidend und die ältere Schwester, die Privatlehrerin war, nun auch erkrankt. Der Wunsch nach einer eigenen Pfarrei, um Mutter und Schwester zu sich zu nehmen, war begreiflich, aber zunächst nicht erfüllbar. Weitere Vikarszeit in Strümpfelbrunn, Schollbrunn und Fahrenbach (Amt Mosbach) folgte (November 1863). Im rauhen Winter holte er sich ein schweres Halsleiden. April 1865 wird er wenigstens Pfarrverweser in Fahrenbach. In der Hoffnung bald Pfarrer zu werden und im Verlangen nach eigenem Hausstand, der ihn aus den mehr wie einfachen Wirtshausverhältnissen erlösen sollte, verheiratet er sich 1865 mit Sophie Karoline Schneider, Tochter des Flaschners Ed. Schneider zu Lahr. Im Oktober 1865 kommt er nach Gölshausen bei Bretten mit einem Gehalt von 581 Gulden. Man braucht sich nicht zu wundern, daß er wiederum an einen Berufswechsel denkt. Aber er bescheidet sich. Im Januar 1868 wird ihm Huchensfeld bei Pforzheim zugewiesen, wo er im Mai Pfarrer wird. Die zerrütteten Gemeindeverhältnisse stellen große Anforderungen an ihn. Er wirkt mit sichtlichem Erfolg. Aber die rauhe Lage des Ortes ruft sein Halsleiden wieder hervor. Er muß 1870 zur Kur nach Herrenalb, 1871, als er einen schlagartigen Anfall erlitten hatte, nach Griesbach; 1872 bedarf er eines Urlaubs von acht Wochen, da sich nun auch trübe Vorstellungen in ihm festsetzten; 1873 ließ er sich in Tübingen an der Universitätsklinik behandeln und im Herbst nach dem milderen Gutingen bei Pforzheim versetzen.

Inzwischen war er schriftstellerisch hervorgetreten: 1868 mit der historischen Darstellung „Der Fall Jerusalems“ und 1872 mit der Chronikdichtung „Bruder Ludwig der Wasgauer“. Daraufhin bekam er 1874 vom Großherzog ein Stipendium aus dem Fonds für Kunst und Wissenschaft, das ihm im Oktober und November eine Reise nach Italien ermöglichte. Zurückgekehrt, erwog er noch einmal ernstlich den Plan, aus dem Kirchendienste auszutreten und

sich zum Schulfach zu wenden. Aber der Oberkirchenrat hielt ihn, sollte auch seiner poetischen Begabung Anerkennung und gewährte ihm mehrfache Unterstützung, so daß er in Gutingen blieb, bis ihm im Mai 1878 ein Tausch mit Kleinkems gelang.

Damit schien ihm ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen zu sein, denn er war nun im Oberland, aus dem er und seine Frau stammten. Es ging auch zunächst gut, sowohl gesundheitlich als schriftstellerisch. Aber 1884 stellten sich wieder eine Lähmung der Stimmbänder und asthmatische Anfälle ein, die ihn veranlaßten, Wildbad aufzusuchen und dann Montreux, wo er früher schon einmal zur Kur gewesen war. Zwischenhinein fuhr er eines Erbschaftsprozesses wegen nach Paris. Schließlich zwang ihn sein Zustand, zu dem noch Kopfnervenstörungen traten, im März 1885 Urlaub für ein Jahr zu beantragen und nach Freiburg zu ziehen. Er hoffte durch literarische Arbeiten seine Lage bessern und die Erziehung seiner vier Kinder fördern zu können. Im Januar 1888 konnte er wieder eine Pfarrstelle in Laufen bei Müllheim annehmen. Das Asthma trat wieder auf und im November 1893 mußte er endgültig seinen Abschied nehmen. Er zog zunächst nach Lahr, der Heimat seiner Frau, dann 1898 nach Dinglingen, wo er ein Landhäuschen inmitten eines schönen Gartens fand. Hier war er noch weiterhin literarisch tätig, wenn auch ohne nennenswerten äußeren Erfolg. In Buchform erschien keines seiner Werke mehr, mit Ausnahme einer schönen Einleitung zu Hebel's Altmannischen Gedichten (Karlsruhe, F. Lang, 1900). Trotzdem erwog er in seinem hohen Alter noch den Plan, an ein literarisches Zentrum wie Stuttgart oder München überzusiedeln. Doch 1905 verstärkte eine Herzwassersucht seine Atemnot, seine Stimmung wurde gereizter, er schrieb zwar noch an einem letzten Roman, starb aber, fast 71 Jahre alt, am 10. Februar 1906 in Dinglingen, wo er auf dem schön gelegenen Friedhof neben der Kapelle bestattet wurde.

Eine gewisse Bitterkeit über das Ausbleiben dichterischen Erfolgs hat ihn nicht verlassen, zumal er durch seine körperlichen Leiden dafür noch empfindlicher war. Um so bewundernswerter ist der Humor, der in seinen reifen Arbeiten zum Durchbruch kommt. Daß seine Dichtungen ihm nur dürftige Lorbeeren eintrugen, daran war außer innern Umständen gewiß auch der

äußere schuld, daß er einen Teil seiner Werke unter dem belanglosen Pseudonym seiner zwei Vornamen „Anton Hermann“ erscheinen ließ. — Er begann mit der schon erwähnten geschichtlichen Darstellung von der Zerstörung Jerusalems, die in Gölshausen aus einer Synodalarbeit herauswuchs und 1868 in Heidelberg bei Winter erschien (1883 in einer Titelaufgabe). Der volkstümliche Erzähler schaut uns auf allen Seiten entgegen, aber gelegentlich auch eine gewisse Tendenz, die zwischen dem jüdischen Jerusalem und dem päpstlichen Rom mit ihrer Betonung des Werkdienstes statt des Glaubens Parallelen zieht. Von Tendenz werden auch die nächsten dichterischen Arbeiten getragen und innerlich zu einer Gruppe vereinigt, die sie von der Gruppe der späteren Prosawerke deutlich abgrenzt. Zunächst hat der Konvertit das Bedürfnis, sich innerlich zu rechtfertigen, und so wählt er verwandte Gestalten als Helden seiner zwei epischen Dichtungen, die äußerlich ganz in der Nachfolge des „Trompeters von Säckingen“ einherziehen: „Bruder Ludwig der Wasgauer“ in zwölf Gefängen von Anton Hermann (1872) und „Der Schwedenjunker“ (1873). Beide sind in Freiburg lokalisiert und beide behandeln den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus. Im Mittelpunkt der ersten Chronikdichtung steht der Kartäuser Ludwig Deler, der 1522 nach Straßburg floh und dort protestantischer Pfarrer wurde (vgl. über ihn Allg. dt. Biographie, Bd. 24, und H. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. III, S. 297 ff.). — Die zweite Dichtung spielt im Dreißigjährigen Krieg, preist Gustav Adolf und erzählt eine Liebesgeschichte zwischen dem evangelischen Junker Wolfgang Teufel von Birkensee aus Denzlingen und einem katholischen Breisgauer Fräulein. Die Handlung ist trotz hübscher Episoden dürftig und trotz des Einflechtens der Schicksale des Markgrafen Georg Friedrich, der Hochburg bei Emmendingen usw., nicht recht lebendig. Dagegen sind die eingestreuten Gedichte mit Episoden aus der Kirchengeschichte gut gelungen, wenn auch polemisch und kulturkämpferisch geladen. Die patriotische Tendenz, die sich am neuen Deutschen Reich freut, mag das entschuldigen. Sie kommt im Eingang von „Bruder Ludwig“ vom 14. September 1871 und im Vorwort zum „Schwedenjunker“ an Freund L(ängin) in K(arlsruhe) ausdrücklich zu Wort.

Das dritte Werk, das in denselben Zusammenhang gehört,

ist das historische Lustspiel „König Goban“ von H. Albrecht (1875). Es ist in Jamben abgefaßt und dreht sich um den Humanisten Gobanus Hesus in Marburg und dessen Berufung nach Straßburg, die aber durch den gnädig gesinnten Landgrafen Philipp vereitelt wird. Daß Albrecht seinen Helden idealisiert, ist sein poetisches Recht; aber seine dramatische Begabung reicht zur Bewältigung des Stoffes nicht aus. — Als Zwischenstück folgte 1878 die Sammlung seiner im Lauf der Jahre entstandenen alemannischen Gedichte „E Maje us em Oberland“ vom Anton Hermann (1878). Hier war der Verfasser in seinem Element, hier braucht er nicht zu polemisieren, hier spricht die Liebe zu Land und Volk klar und volltönig; und der Anschluß an Hebel trägt bessere Früchte als der an Scheffel. — Hebel-Boden und Hebel-Edem vereint die drei Erzählungen, die den eigentlichen Ruhm Albrechts als Dichter ausmachen. Im Jahr 1881 und 1882 erschien in Schopshheim das oberrheinische Jahrbuch „s' Gotte-Stübli“ (zum Titel vgl. Hebels Gedicht „Kiedligers Tochter“), in dem Albrecht mit zwei seiner historischen Erzählungen vor den Leser trat, deren Manuskript er mit Rücksicht auf den Umfang des Jahrbuchs kürzte. Die zweite, „Des Markgrafen Leibmedicus“, spielt zur Zeit der Schlacht am Tüllinger Berg (1702) und bringt lebendige Volks- und Kriegsbilder, in deren Mittelpunkt der Türkenlouis, der General Villars und der Erbprinz Karl Wilhelm von Baden (der spätere Gründer von Karlsruhe) stehen; dazu tritt als verknüpfendes Band die idyllische Geschichte, wie der Leibarzt Dr. Grad aus Gutingen zu einer reichen Baslerin kommt. Die Erzählung, deren Stoff ihn schon in Gutingen beschäftigte (die lokalen Beziehungen weisen darauf hin), war zuerst als Lustspiel gedacht gewesen (vgl. das Nachwort von Th. Längin in der Neuausgabe 1922). Seinen Vorsatz „die Geschichte unseres schönen lieben Badnerländleins mündgerecht fürs Volk niederzuschreiben“ ist Albrecht hier in jeder Hinsicht gerecht geworden. Mit seiner Meister-Erzählung „Der Präzeptoratsvikari“ (im Gotte-Stübli I, Neuausgabe mit Nachwort von Th. Längin, 1910) hat er vollends seinen Stil zur Höhe entwickelt. Auch stofflich ist diese Liebesgeschichte zwischen Hebel und Gustave Fecht mit ihrem Oberländer Hintergrund und ihren weiteren Figuren (Günttert, Nigig, Biseli usw.) eine reife und schöne Gabe. In Einzelheiten wird sie noch von der „Häfnet-

„jungfer“ übertroffen, die wie der „Präzeptoratsvikari“ die Geschichte einer Verlobung erzählt, die nicht zur Ehe, sondern zur Resignation führt. Der Held ist hier der badische Historiker Joh. Daniel Schöpflin, der in Straßburg (wiederum Straßburg!) Professor wird. Neben ihm steht als Prachtsfigur die stolze Markgräflerin Kunigund. Das Markgräfler Land hat in seinem ganzen Umfang teil an dieser bodenständigen Geschichte (von der Fäden zu Burtes „Wiltseber“ laufen), auch Heitersheim und die Malteser spielen hinein. Aber auch die Gegend um Pforzheim, die Waldenserkolonie Dürrmenz wird zum Schauplatz und bezeugt hier wie überall die Zusammenhänge zwischen Albrechts Leben und Dichten. Die „Häfnetsjungfer“ ist, da das Gotte-Stübli einging, als selbständiges Buch erschienen (1884, in neuer Ausgabe 1920).

Die in den Vikarsjahren erworbene Kenntnis von Gegend und Leuten des Odenwalds und Neckartales findet ihren Niederschlag in einem zu Ende des 18. Jahrhunderts spielenden Roman „Ins neue Land“, der eine Liebesgeschichte J. J. Asters aus Walldorf vor seiner Auswanderung nach Amerika zum Gegenstand hat und in welchem auch der kurpfälzische Kaplan Sambuga vorkommt (gedruckt im Heidelb. Tagebl., Juli—Aug. 1890). Auch diesmal ein geschichtlicher Stoff, teilweise mit konfessionellen Konflikten (Aster gehört zu den Reformierten). Aber auch hier Albrechts humorvolle Art, welche die Gegensätze überbrückt. Seinen früheren polemischen Standpunkt hat er längst überwunden; er schreibt am Schluß dieser als Buch nicht veröffentlichten Aster-Geschichte: „Friedlich schauen heutzutage beiderlei Kirchtürme auf den blinkenden Strom, und friedlich schaffen im Neckartal die Enkel derer, die sich einst gegenüberstanden als feindliche Brüder um des Glaubens willen.“ — In seiner Hebel-Biographie freut er sich daran, daß der evangelische Prälat Hebel und der katholische Bistumsverweser H. v. Wessenberg zusammen ihr Schöppllein trinken, und daß Hebel mit dem katholischen Pfarrer Jäck in Triberg gute Beziehungen unterhält.

Trotz des Ausbleibens literarischer Erfolge — von der Schillerstiftung hat Albrecht übrigens zweimal Ehrengaben erhalten — ließ er die Feder nicht sinken. Kurz vor dem Tod vollendete er noch die schon seit 1883 geplante, nicht gedruckte Erzählung „Anno sechsundneunzig“, die sich dem Zyklus der anderen Ober-

länder Geschichten anschließen sollte. Im Mittelpunkt stehen hier die Heldentaten des Freiburger Landsturms im Gefecht gegen Moreau bei Emmendingen; Albrecht wollte seiner Vaterstadt zur Zeit der josephinischen Periode ein Denkmal setzen. Auch seine beiden Großväter kommen darin vor. Außerdem wollte er zeigen, daß er auf dem katholischen Volksboden ebenso daheim sei wie auf dem markgräflichen und dem protestantischen, und er wollte einmal ein objektives und ansprechendes Bild von jenem wirklich gesunden Volksleben geben, das er in seinen Jugendtagen auch in katholischen Pfarrhäusern hatte kennen lernen. Dabei brauchte er den evangelischen Pastor gar nicht zu verleugnen, zumal er ja die Alleinseligmachung nicht als protestantisches Monopol auf faßte (Brief an Fr. v. Weech vom 7. Dezember 1883 im General-Landesarchiv in Karlsruhe).

Heinr. Bierordt hat Albrecht zu Anfang des „Präzeptoratsvikari“ 1900 einen Kernspruch gewidmet, der auch in den „Ruhmeschildern“ abgedruckt ist. — In einer Markgräfler-Erzählung von Fr. Geßler „Mars der Kriegsgott regiert“ im Badischen Landeskalender 1891 kommt ein Pfarrer vor, zu dem Albrecht als Modell gedient hat. — Außer den genannten Nachworten von Th. Längin vgl. Brümmer, Dichterlexikon, Nachtrag zu II (1877); — Badische Pfarrvereinsblätter XV (1906), S. 62/63; — Badische Fortbildungsschule XX (1906/07), S. 113—115; Badische Landeszeitung, 13. Februar 1906. — Evang. Gemeindebote f. Karlsruhe III (1910), S. 410/11. — Hesselbacher, Silhouetten 1910, S. 35/36. W. G. Desterling.

Rudolf Epp

gehört im wesentlichen der bayerischen (Münchner) Kunst an. Er ist geboren am 30. Juni 1834 zu Eberbach in Baden und gestorben am 8. August 1910 zu München. Als Sohn eines kinderreichen Dekorationsmalers befaßte er sich von früher Jugend an mit Zeichnen und Malen. Er empfing die ersten künstlerischen Anregungen bei dem Landschaftsmaler Seeger, ging aber bald, militärisch beurlaubt, an die neu errichtete Kunstschule zu Karlsruhe, wo er von 1855 bis 1862 Schüler Schirmers und L. des Coudres' war. Schon während seiner Studienzeit hatte er Gelegenheit, in